

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

144 (24.6.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 47

daran presste. Dann zog sie eine durchbrochene, schwarze, seidene Bluse darüber, nachdem sie die schweren Flechten um den Kopf gelegt.

Vorbei, vorbei waren die furchtbaren Jahre der Dienstbarkeit — nur lag das Leben vor ihr.

Es klopfte, und das Stubenmädchen trat ein. Die Verwandten der verstorbenen gnädigen Frau seien da, ob das Fräulein nicht zu ihnen hinunterkommen möchte.

Da überzog ihr Gesicht eine leichte Blässe. Sie sagte sich jedoch gleich in ihrer bangen Erregung, nahm ihr Täschchen vom Tisch und ging mit leichten Bewegungen die Treppe hinab.

Die Verwandten erwarteten sie in einem kleinen Nebenlokal der Restauration. Sie sahen an der langen, weißgedeckten Wirtshaustafel des schmalen Raumes unter Trinkhörnern, Photographien und den Bildern der Landesfürsten.

Als sich die hohe, weiße Flügeltür zum großen Speisesaal hinter ihr schloß, fühlte sie die Spannung, die in all diesen Menschen lag. Sie sahen alle ein wenig vor sich hin, nur am obersten Ende der Tafel saß eine staatliche Dame mit einem zehnjährigen Kinde auf dem Schoß, die warf ihr einen herausfordernden Blick der Musterung zu.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Fräulein,“ sagte der einzige Herr, der in der Mitte der Tafel saß und seinen weißen Kopf, aus dem die Haut rötlich schimmerte, über Papier gebeugt hielt.

„Ja, danke,“ erwiderte sie und blieb stehen. „Gut,“ begann er nach einer Pause, „unsere liebe Tante ist tot und da sie doch zur Verbrennung übergeführt wird, sind wir einstweilen zu gewissen Abmachungen gekommen, wenigstens Ihnen gegenüber — bevor wir die Angelegenheit dem Nachlassrichtersgericht übergeben.“

Die andern nickten kräftig mit dem Kopfe. „Unsere weiland Tante stand sehr unter Ihrem Einflusse. Das ging so weit, daß sie mit Uebersprungung ihrer nächsten Verwandten Ihnen sogar Generalvollmacht über ihr Vermögen erteilte im letzten Jahre ihres Lebens.“

„Frau Brand stand nicht unter meinem Einflusse, wie Sie sagen, sondern hat mir aus freien Stücken diese Generalvollmacht erteilt. Im übrigen kann ich auf Heller Pfennig Rechenschaft ablegen.“

„Gut — das soll mich freuen — freuen —. Damals, als ich Sie im Auftrag meiner Tante engagierte, war Ihre Sprache nicht so stolz. Und Sie werden begreiflich finden, daß unser Vertrauen in Ihre Geschäftsführung kein sehr großes sein konnte. — Gut — Ihr verstorbener Vater —“

Fräulein Stetten fuhr stolz auf. „Ich habe mich von allem entblöht, um den Verbindlichkeiten meines Vaters nachkommen zu können, und hoffe, was noch an Ausständen vorhanden ist, im Laufe der Zeit auch noch abzahlen zu können.“

Der Herr lächelte ein wenig ironisch — aber da begann das kleine Kind zu weinen und alles blickte nach ihm. Die Mutter beruhigte es, stellte es auf den Tisch und ihm leise auf den Rücken klopfend, wandte sie halb den Kopf nach dem jungen Mädchen und warf ihr spitze Worte zu: „Wenn Tante nicht unter Ihrem Einflusse gestanden hätte, wie wäre sie dann dazu gekommen, einer wildfremden Person fünf Stunden vor ihrem Tode eine so große Summe zu vermachen, wie sie es getan hat?“

„Ich war ihr keine wildfremde Person — ich kann wohl sagen, ich habe alle meine Kräfte in vier Jahren meines Lebens ihr ganz allein gewidmet. Es war nicht immer leicht, mit ihr auszukommen, aber das hat sie oft anerkannt, daß sie noch nie zu jemand so viel Vertrauen gehabt habe, wie zu mir.“

„Dafür sind Sie bezahlt worden!“

In Marie Stetten wurden in diesem Augenblick eine Anzahl bittere Entgegnungen wild aufgeschleudert. — Ja, erst dreißig, dann vierzig Mark bekam ich im Monat — wenn ich Frau Brand beeinflusst habe, warum habe ich denn nicht schon vorher ein Testament gemacht? Frau Brand hat oft vor Zeugen ausgesprochen, daß sie mich in ihrem Testament bedenken wollte. Aber schließlich sagte sie nichts von alledem. Die traurige Entbindung überkam

sie, daß alles, was sie für diese fremde Frau getan hatte, all ihr stillerwordenes Selbstbewußtsein nicht galt, mit einem Schläge ausgewischt wurde.

So antwortete sie leise:

„Unter diesen Umständen wird es wohl das Beste sein, wenn ich durch meinen Rechtsanwalt weiter mit Ihnen verkehre.“ Nicht leise mit dem Kopfe und ging aus der Tür. Hinter der Tür hörte sie alle erregt durcheinanderschwätzen.

Sie ging still die Treppe hinauf und setzte sich in ihr Zimmer. Das alles fraß tief in ihr. Als ihr Vater, der Oberleutnant, gestorben war und Schulden hinterlassen hatte, hatte sie trotz ihrer Rechte, die ihr aus ihrer Mutter Gut zugestanden hätten, auf alles verzichtet, um nach den Anschauungen ihrer Kreise seine Ehre rein zu halten. Sie hatte sich stolz gebeugt zu aufopfernder Arbeit, in der sie selbst Befriedigung finden wollte, wie es nach den Anschauungen dieser Kreise verlangt würde. So schlug man das nun an. So behandelte man sie, weil sie auch etwas von dem großen, unbedienten Reichtum bekommen sollte. Oder, und gleichzeitig sah sie das bittere Zittern im Auge der Sterbenden, sollte dieser eine Augenblick, wo sie um das ihr öfters Versprochene gebeten hatte, diesen andern das Recht geben, so zu ihr zu sein, hatte sie sich das vorzuerwerfen? — Sie fuhr empor und ging erregt im Zimmer hin und her. O nein — sie wußte es gut — diese Menschen setzten sich über sie, weil sie gedient hatte. Gedient! Sie bebt, wenn sie an all die Kränkungen ihres Stolzes dachte und die heimlichen Tränen. — Diese vier Jahre sollten ausgemerzt sein aus ihrem Leben. Mit „ihm“ wollte sie ein neues Leben beginnen.

Da froh wieder jene schwere Angst in ihr empor, wie am Bette der Sterbenden. Er — wie stand es mit ihm? — Und sie überwand aufs neue die Angst.

Sie gab ein Telegramm auf an Oberleutnant Bergmann. „Frau Brand gestorben. Bin in großer Verlegenheit. Ganz allein. Wenn dir möglich, bitte komm.“ Gegen Abend kam die Antwort. „Bin morgen 10 Uhr 15 Min. dort. Friß Bergmann.“

Nun kam er. Eine wilde Unruhe durchlief sie die ganze Nacht. Die herabziehenden Sorgen und Ängste der letzten vier Jahre kämpften an gegen den früheren, stolzen Menschen, der wieder aufgetaucht war im Grunde ihres Wesens. Zwei Feuer kämpften miteinander. Am andern Morgen zog der stolze Mensch als Sieger, das zweischneidige Schwert im Arm, über den rauchenden Kaminplatz. Aber es war der alte, der gesiegt hatte, und doch nicht mehr der alte. (Schluß folgt.)

Das Glückskind.

„Doch Du, der mich kennst, Der noch schwelgt in meinen Küssen, Willst nichts mehr von mir wissen?“

Schmelzend, lösend klang das Lied der Musette und löste jubelnden Beifall aus. Zwei sehnsüchtige, verlangende Augenpaare fanden sich, hasteten ineinander, rissen sich gewaltsam los, den Vorgängen der „Bühne“ zu folgen.

Heinz Leuten hatte das Interesse an der Oper verloren — ihre Willen war er ja gekommen, nun hatte er sie gefunden, erblickt. Was lag ihm an der perlenden Musik, den einschmeichelnden Weisen? Sein Auge sah nur sie, trank ihre Schönheit in durstigen Zügen. Wie schön sie war, wie unvergleichlich schön! Diese schlante, zierliche Erscheinung, dieses schmale, raffige Gesichtchen, die wundervollen dunkeln Sammetaugen, das schwarze Lockengewirr — Heinz Leuten stöhnte auf, bis sich die Lippen wund. Herrgott, wie liebte er dieses Gesicht — die Sehnsucht nach ihrem Besitze brachte ihn fast dem Wahnsinn nahe. Und sie liebte ihn ja auch!

Margareta Ewers saß an der Seite ihres Bräutigams, des millionenreichen Amerikaners, John Broof, in der Loge. Morgen sollte die Ziviltrauung sein. Nach Schluß der Vorstellung hatte Broof seine Freunde zum „Junggesellenabschied“ in seine fürstlich eingerichtete Villa geladen. Margareta sollte in seiner ihr zur Verfügung stehenden Equipage nach Hause fahren — der letzte Abend, der ihr gehörte. Nein, er gehörte

nicht ihr allein; sie hatte seinem stürmischen, heißem Drängen nachgegeben — Heinz hatte Anrecht auf diese letzten Stunden, und wieder fanden sich ihre Augen.

Die Vorstellung war beendet; trippelnde Füßchen sprangen eilend die Treppen herab, seidenrauschende Schleppegewänder rieselten die teppichbelegten Stufen herunter, Sporen klirrten, Autos, Equipagen fuhrten vor, Türen wurden geöffnet, Verbeugung, Sandkfuß und lautlos auf Gummiträdern entfernten sich die Fahrzeuge.

John Broof geleitete seine bildhübsche Braut zur Equipage. Seine fleischige, mit unzähligen Brillanten geschmückte Hand fuhr lieblosend über ihren weißen Arm — ihr schauderte. Ungebildig zogen die feurigen Rappen an, stumm, regungslos lag der freie Theaterplatz. Reife losend strich der laue Nachwind durch die alten, mächtigen Bäume; ab und zu tönte der Lockruf eines Vögels durch die Stille der Nacht.

Tiefatmend legte sich Margareta in die seidentweichen Kissen zurück, schloß die Augen. Also morgen! Morgen gehörte sie diesem Manne, diesem Scheusal mit dem unbeimlich vielen Gelde! Sie war arm — ihre Eltern mußten sich sehr einschränken. Warum sollte sie da nicht nach diesem Glücke greifen? Das bot sich nicht zum zweiten Male. O, sie kannte die Lehren ihrer Eltern auswendig! Wollte sie denn ihr Glück mit Füßen treten, begriff sie denn nicht, wie dankbar sie diesem Manne sein mußte, der sie aus ihrer Armut befreite? Nur weil sie jung war und schön, nur! „Ja, Ihr Eltern, Ihr sollt zufrieden mit mir sein, ich halte das Glück fest mit beiden Händen!“

Spöttisch, höhnvoll kräuselten sich ihre Lippen, ihre Hand drückte leicht auf den elektrischen Knopf, zitternd, schnaubend standen die Rappen still. „Sean, fahre zur Villa des Herrn Broof, die paar Schritte zu meiner Wohnung kann ich zu Fuß geben, die Nachlust wird mir gut tun!“

Verlassen lag die kleine, stille Seitenstraße. Heinz Leuten Schritt war der einzige Laut, der die tiefe Stille unterbrach; doch jetzt tönten eilige, hurtige Füßchen dazwischen — wortlos, stumm, ergriffen führte Heinz Leuten Margareta seiner Befahrung zu — langsam, ganz langsam.

Ausgelassene, fröhliche Stimmung herrschte im Kreise der Junggesellen; der Sekt sloß in Strömen; Loaste wurden ausgebracht, Margaretens Schönheit in allen Tonarten besungen. John Broof lag freispreijig in dem tiefen Klubstuhl — er war doch ein Hauptkerl! Das sollte ihm mal einer nachmachen — das schönste Weib ward morgen sein! Geld hatte er genug, was schadete das, daß sie kein Vermögen besaß? Er hatte niemanden Rechenschaft abzulegen über sein Tun, auch nicht darüber, wie er zu dem märchenhaften Reichtume gelangte. Schön war sie, schön und jung! Er schmalzte mit der Zunge, lästern zwinkerten die kleinen Augen in dem feinsten Gesichte — schön war sie, schön und jung! Immer toller wurde die Seklaime, immer höher stiegen die Wogen der überschäumenden, sprudelnden Lebenslust — sie zechten, rauchten, lachten bis zum Morgengrauen.

Strahlend hell stieg der junge Tag aus dem Schoße der Nacht, leuchtende, warme Sonnenstrahlen küßten die säumigen Schläfer wach. Ein kleiner, vorwärtiger Sonnenstrahl huschte in die stille Seitenstraße, verschaffte sich Eingang durch festgeschlossene Gardinen, stahl sich leise, wie ein feder Dieb in das einfache Gemach und küßte Margareten weiße Stirne.

Niemals war Margareta schöner gewesen, als am Tage der Trauung. Und wie wurde sie beneidet! Sie ist halt ein Glückskind! So sagten alle, die sie kannten — nur einer nicht! C I a u f.



Allerlei.

Die Papiererzeugung eine der größten Industrien! Die größten Industrien, die in Deutschland gewaltige Massen an Werten erzeugen, sind die Steintohlenverzeugung, die Roheisenproduktion und die Zudererzeugung. In ihnen ist im letzten Jahrzehnt auch die Herstellung von Papier gekommen und bildet nun einen der größten Bestandteile der nationalen Pro-

duktion. Wie jetzt bekannt wird, wurden im Jahre 1910 im Reich erzeugt:

Reihe erzeugt:	Papier	Pappe	Zusammen
Tonnen	1 436 509	364 276	1 790 785
Wert in Mark	416 858 806	56 210 516	472 568 821

Beinahe eine halbe Milliarde Mark Wert betrug die Produktion, und sie ist dabei in starker Steigerung begriffen. Denn gegen 1900 wurden nicht weniger als 18,7 Prozent Papier mehr erzeugt. Damit reicht die Papiererzeugung an die anderen größten produzierenden Gewerbe heran. Diese bezeichneten:

	Tonnen	Wert in Mark
Steintohlenverzeugung	152 827 800	1 526 604 000
Roheisenverzeugung	14 793 600	802 861 000
Zudererzeugung	1 880 621	544 168 198
Papier u. Pappeproduktion	1 790 785	472 568 821

1 Kilogramm des erzeugten Papiers hat also 26,6 Pfg. Wert. Dieser Wert fällt etwas, denn die Wertsteigerung der gesamten Produktion betrug 14 Prozent — gegen 18,7 Prozent der Steigerung der Masse. — Das kommt daher, weil natürlich hauptsächlich die billigen Papierarten mehr gebraucht werden.

Der Krieg in der Kunst. Darstellungen von Schlachten sind in der Kunst so alt wie die Kunst selbst. In der ägyptischen Kunst nehmen die Schilderungen der Feldzüge, der Eroberungen, der Belagerungen, einen recht breiten Raum in den Reliefs und Wandmalereien ein. In der babylonisch-assyrischen Kunst aber bilden sie fast das einzige Thema, wenn man von der Jagd und den religiösen Themen etwa abliest. Auch in der griechischen Kunst herrscht, wozu man auch blüht, Kampf, Streit und Blutvergießen, von jener Keinen mythischen Schilde mit dem Relief einer Belagerung über die Giebelfelder von Regina bis zum Altar von Pergamon und den Mosaik der Alexander Schlacht. Mit der christlichen Zeit ändert sich das nicht wesentlich. Im ganzen Mittelalter sind die vornehmsten Stoffe ohne Frage die Geschichten der Bibel. Die weltliche Kunstgeschichte findet ihren Widerklang in der monumentalen Kunst nur selten, wengleich sie in den Miniaturen und Handschriften niemals ganz fehlt. In diesen Zweigen fehlt es also auch nicht an Darstellungen kriegerischer Ereignisse. Mit der zunehmenden Weltverwicklung im Zeitalter der Renaissance geht sofort wieder ein Anwachsen kriegerischer Kunstwerke Hand in Hand. Soheben, Niklaus Manuel Deutsch u. a. geizigen Landsknechte und Kampfgenen. Und gar im 17. Jahrhundert wird zum Beispiel im Schaffen eines Rubens der Aufrührer kriegerischer Gewalten wieder stark und mächtig, mag auch Rubens seine Szenen meist in mythologisches Gewand kleiden, als Amazonenschlacht, Kampf auf der Brücke usw. Vorangegangen waren in Italien bereits Grobe der Kunst: Leonardo da Vinci hatte im Rathensaal zu Florenz die — leider zerstörte — Schlacht bei Anghiari gemalt, Michelangelo sollte auf die Gegenwart eine Szene aus den Kämpfen der Florentiner mit Pisa malen, kam jedoch über den Karton nicht hinaus. Nun brauchen wir noch einige Werke zu nennen, um die Verbindung mit unseren Schlachtenmalern zu haben: Velasquez malte die Uebergabe von Breda, für die Verherrlichung der Siege des „Sonnenkönigs“ sorgte ein Heer von Malern, Delacroix malte das „Gemebel von Ghios“, welche unabsehbare Flut von Kriegsbildern das Napoleonische Zeitalter heraufbeschworen, ist bekannt genug. Der Faden reißt nun nicht mehr ab.

Mein selbstgeschossenes Renntier. Ueber die Verheerung der Tierwelt Spitzbergens plaudert ein gelegentlicher Mitarbeiter des Kosmos-Handweisers (Stuttgarter) im neuesten Heft. Dem Schiffe aus ist es ja recht bequem, solch unterhaltenden Zeitvertreib, die Möben und andere Wasserfug heranzutun und seine Sicherheit im Treffen zu bekunden. Ob aber angehöfene, flügelarme Tiere sich noch lange quälen, ehe der Tod sie erlöst, das kümmert den trefflichen Schützen nicht! Das Schiff fährt weiter, und Möben gibt es genug. Wenn die Beute wenigstens mitgenommen werden könnte zum Ausstopfen daheim! So aber fallen die Tiere ins Meer, niemand zur Lust und niemand zur Freude. Nechlich verhält es sich mit der Renntierjagd auf Spitzbergen. Da können es die Jäger nicht erwarten, auszugreifen, um die scheuen Tiere zu erbeuten. Im Jagdeifer wird auch das dritte Tier erlegt, abgesehen man bei dem beschwerlichen Transport nur 2 zum Schiff bringen kann, ein anderes wird weidwund geschossen und berendet jämmerlich in einer Gletscherpalte. . . Sollte man es glauben, daß die „Jäger“ sich nicht scheuen, selbst garte Schmalztiere zur Strecke zu bringen! Nun herrscht auf den Dampfern, die die Nordlandsfahrten unternehmen, in bezug auf Wespflügung solch ein Ueberfluß, daß das Fleisch der geschossenen Tiere durchaus keinen Wert für sie hat, im Gegenteil, manche der Passagiere haben einen Widerwillen dagegen. Auch das Geweih und das Fell der Renntiere ist nicht so kostbar, daß es das bindwärtige Schicksal rechtfertigte. Aber daß man sich zu Hause, am Stammtisch, brüsten kann mit dem Wort, „Mein selbstgeschossenes Renntier“, — das reißt so eine Art Ruhmeschimmer um das Haupt des glücklichen Schützen.